

Johano Strasser  
Kolumbus kam nur bis Hannibal



JOHANO STRASSER

**KOLUMBUS** KAM  
NUR BIS **HANNIBAL**

Vierzehn subversive  
Geschichten

Diederichs



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *EOS*  
liefert Salzer, St. Pölten, Austria.

© 2010 Diederichs Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Weiss/Zembsch/Partner, Werkstatt/München  
unter Verwendung eines Motivs von © Isolde Ohlbaum  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in Czech Republic  
ISBN 978-3-424-35043-2

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem  
gesamten lieferbaren Programm finden Sie unter:  
[www.diederichs-verlag.de](http://www.diederichs-verlag.de)

*Ausführlich zu schildern, was sich niemals  
ereignet hat, ist ... die Aufgabe des  
Geschichtsschreibers.*

Oscar Wilde

*Alle Geschichte ist Sage, Mythos und als solcher  
das Produkt des jeweiligen Standes unserer  
geistigen Potenzen.*

Egon Friedell



## INHALT

### Zur Einleitung:

Geschichten machen Geschichte . . . . . 11

### Am Anfang der Zeiten

Der Auftrag . . . . . 39

### 850 – 800 v. Chr.

Das Ende einer Dienstfahrt . . . . . 43

### 44 v. Chr.

Die Iden des März . . . . . 49

### 732 n. Chr.

Tertium non datur, oder: Von der vorübergehenden  
Erscheinung des ausgeschlossenen  
Dritten bei Tours und Poitiers . . . . . 62

### 1077 n. Chr.

Auf dem Weg nach Canossa . . . . . 68

<b>1506 n. Chr.</b>	
Kolumbus kam nur bis Hannibal . . . . .	79
<b>1626 n. Chr.</b>	
Die Schlacht bei Pratau . . . . .	88
<b>1661 n. Chr.</b>	
Ein folgenreicher Streit um die Vorfahrt . . . . .	96
<b>1683 n. Chr.</b>	
Die Türken vor Wien . . . . .	105
<b>1805 n. Chr.</b>	
Der Held von Austerlitz . . . . .	115
<b>1870 n. Chr.</b>	
Auf dem Telegrafenturm zu Ems . . . . .	125
<b>1953 n. Chr.</b>	
Die Erstbesteigung des Mount Chutney . . . . .	131



1975 n. Chr.

Die Kanonade von Dinslaken . . . . . 139

1987–1989 n. Chr.

Ein staatsgefährdendes Maß  
an Loyalität . . . . . 148



## ZUR EINLEITUNG: GESCHICHTEN MACHEN GESCHICHTE

Wann war die Schlacht bei Philippi? Von wann bis wann regierte Otto der Große? Wie hieß der Gegenspieler Disraelis? Was führte zum Spanischen Erbfolgekrieg? Mein Geschichtslehrer im Gymnasium war ein strenger und ordnungsliebender Mann, seine Fragen waren präzise, und von uns Schülern erwartete er ebenso knappe, präzise und eindeutige Antworten. Ich mochte ihn nicht, weil er mich nicht mochte und weil er im Foyer der Schule eine große Landkarte hatte aufhängen lassen, auf der Deutschland fast bis an den Ural reichte: dreigeteilt – niemals! Während er, auf und ab schreitend, in faktenbeladenen Sätzen den Gang der Weltgeschichte vor uns aufblätterte, gerieten meine Gedanken auf Abwege. Ich malte mir aus, was passiert wäre, wenn Marcus Antonius, nachdem er Cassius besiegt hatte, von einer Wespe in den Fuß gestochen worden wäre, so dass er nicht rechtzeitig dem Octavian hätte zu Hilfe eilen können und dieser daraufhin von Brutus besiegt worden wäre. Hätte die Wespe wohl Eingang in unser Geschichtsbuch gefunden? Ich ver-

legte den Spanischen Erbfolgekrieg in die Antarktis, ließ Prinz Eugen an der Spitze eines Heers von Königspinguinen aufmarschieren und Admiral Rooke, breitbeinig auf dem Rücken eines Buckelwals stehend, das Fernrohr ans rechte Auge gepresst, ein Geschwader von Delphinen gegen die spanische Flotte führen.

Pubertäre Gedankenspielereien? Vielleicht. Vielleicht aber auch eine erste instinktive Auflehnung gegen eine Geschichtsauffassung, nach der alles zu Staats- und Hauptaktionen gerann, zu einem Schachspiel, bei dem die Figuren, dem Willen genialer Spieler gehorchend, sich mit schicksalhafter Notwendigkeit bewegten. Erst später, als ich das Gymnasium schon verlassen hatte, stieß ich auf Bert Brechts Gedicht *Fragen eines lesenden Arbeiters*, das mir in der Auseinandersetzung mit meinem Geschichtslehrer vielleicht hilfreich gewesen wäre:

»Wer baute das siebentorige Theben?  
In den Büchern stehen die Namen von Königen.  
Haben die Könige die Felsbrocken herangeschleppt?  
...  
Cäsar schlug die Gallier.  
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?«

Hätte ich einen weniger ordnungsliebenden Geschichtslehrer gehabt, ich hätte womöglich Geschichte studiert und wäre Historiker oder Lehrer geworden; denn geschichtliche Ereignisse und Zusammenhänge haben mich zeitlebens in ihren Bann gezogen. Als ich mich der Philosophie und später der Politikwissenschaft zuwandte, war es der Gang der Ideen durch die Geschichte, der mich faszinierte. Jemand hat eine Idee, spricht sie aus oder schreibt sie nieder, sie wird vergessen, schläft über Jahrhunderte in staubigen Bibliothekswinkeln, wird schließlich entdeckt – Zufall? Fügung? –, fällt auf fruchtbaren Boden, belebt die Phantasie vieler Menschen, reißt sie zu ungeheuren Taten hin. Ich stellte mir vor, was in den Geschichtsbüchern nicht stand: Wie Bauern und Handwerker in einem Gasthaus von einem durchreisenden Studenten oder Handwerksgesellen hören, was dieser in der Stadt gehört hat: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Ich sehe sie dasitzen, sehe, wie sie ihre rissigen Hände betrachten und die Stirn in Falten legen. Misstrauen gegenüber dem Fremden und den fremden Ideen ist ihren Gesichtern abzulesen. Zu oft schon haben sie es ausbaden müssen, wenn die Großkopften mit ihren großartigen Ideen die Welt umkrepeln wollten. Und doch gärt etwas in ihnen, gibt keine Ruhe. Diese neuen Ideen, haben sie nicht einen vertrauten Klang, ähneln sie nicht alten, fast vergessenen Träumen?

Der Augenblick, da der Verlauf der Geschichte noch nicht entschieden, der Ausgang noch offen ist! Aus der Perspektive der kleinen Leute ist die Geschichte kein Schachspiel. Sie ist ein Chaos sich widersprechender Ansichten, widerstreitender Gefühle und Erfahrungen, Hoffnung keimt auf, wird von Misstrauen gedämpft, pflanzt sich, von Mund zu Ohr geflüstert, dennoch fort. Wie ist das Gehörte im Lichte der eigenen Lebenserfahrung zu verstehen? Welche alte Melodie klingt in der revolutionären Botschaft an? Ideen lassen sich veränderten Bedingungen anverwandeln, und sie lassen sich produktiv missverstehen. Im Rückblick ist von alldem allerdings nichts mehr zu bemerken. Wenn der offene Moment zur *Geschichte* geworden ist, wirkt alles, als sei es zwangsläufig so und nicht anders geschehen.

Was wir gemeinhin Geschichte nennen, *ereignet* sich nicht, es *wird gemacht*. Nicht unbedingt in der Weise, in der die notorischen großen Männer angeblich Geschichte machen, sondern im Sinne einer nachträglichen Konstruktion. Im Rückblick ordnen wir das chaotische Geschehen, scheiden das uns wichtig Erscheinende vom weniger Wichtigen und fassen das Ganze in mehr oder weniger plausiblen Erzählungen zusammen. Die Namen, die wir diesen Erzählungen geben: *der Investiturstreit, die Pax Mongolica, der Dreißigjährige Krieg, die Französische Revolution, das Ende*

*der deutschen Teilung*, die Jahreszahlen und Ortsnamen, die wir als Wegmarken darin aufrichten, verleihen ihnen den Anschein von unverrückbarer Objektivität: So war es, so hat es angefangen, so geendet oder bis heute fortgewirkt. In den allermeisten Geschichtsbüchern findet sich keine Spur von der bei anderer Gelegenheit so oft beschworenen Offenheit der Geschichte, hier ist alles festgezurrert, jedes Detail an seinem Platz, akribisch mit Ort und Datum versehen, damit nur ja niemand auf die Idee komme, dass es auch ganz anders gewesen sein könnte.

Am 9. November 1989 war ich in Berlin auf einer Hörspieltagung. Den ganzen Tag über saßen wir im Literaturhaus in der Fasanenstraße, hörten uns Hörspiele an und diskutierten mit Autoren, Redakteuren, Kritikern. Auch einige Schriftsteller aus Ostberlin waren gekommen, die beim Mittagessen berichteten, dass die Initiatoren des *Neuen Forums* die offizielle Zulassung ihrer Organisation beantragen wollten. Wer weiß, sagte einer, vielleicht kommen sie ja damit durch. Aber die Ost-SPD, die neulich ein paar Pastoren in Schwante gegründet haben, die habe keine Chance. Als ich kurz nach sieben Uhr abends mit dem Taxi zum Flughafen fuhr, hörte ich im Autoradio den Nachrichtensprecher, der etwas von neuen Ausreiseregungen für DDR-Bürger sagte. Die Stimme ruhig und sachlich, eine Meldung unter anderen. Nichts

wies darauf hin, dass sich hier eine sensationelle Wendung im deutsch-deutschen Verhältnis anbahnte. »Det is doch ooch wieder nur so'n Trick«, sagte der Taxifahrer. »Damit wolln se doch bloß die Leute von der Straße kriegen.«

Seit Mitte der siebziger Jahre habe ich meine Terminkalender aufgehoben. In dem des Jahres 1989 steht unter dem Datum des 9. Novembers: *20.30 Bln – Mü.* Ich erinnere mich, dass das Flugzeug, wie so oft, verspätet abflog. Als ich kurz nach zehn in München landete, war auf dem Flughafen von der Sensation in Berlin noch nichts zu spüren. Ich fuhr mit Bus und S-Bahn nach Starnberg, wo ich mein Auto geparkt hatte. Auf der Fahrt durch die um diese Zeit menschenleeren Straßen dachte ich daran, dass morgen unsere Tochter Therese ihren fünften Geburtstag feiern würde und dass ich noch den Text auswählen müsse, den ich in wenigen Tagen auf der Münchener Bücherschau lesen würde. Als ich kurz nach halb zwölf zu Hause ankam, empfing mich Franziska mit der Nachricht: »Die Mauer ist offen!« Und dann sah ich im Fernsehen, was ich, wenn ich in Berlin geblieben wäre, mit eigenen Augen hätte sehen können: Menschenmassen, die sich am Grenzübergang Bornholmer Straße durch die Sperranlagen drängten, den Taumel des Glücks, wenn sie im Westen angekommen waren, sich umsahen und nicht glauben konnten, was da mit ihnen geschehen war,



Fremde, die sich umarmten, lachende, auf der Straße tanzende Menschen, später in der Nacht die ersten Trabis, die hupend über den Ku'damm fahren.

Ich hatte fast zwanzig Jahre in Berlin gelebt, hatte Freunde im Ostteil der Stadt, vor allem unter den Schriftstellern. Kein Wunder, dass mich aufwühlte, was ich da sah. Ich saß vor dem Fernseher und mir liefen die Tränen übers Gesicht. Ein erfüllter Augenblick, wie ihn das Leben so selten zu bieten hat. Die friedlichste Anarchie, noch nicht jene aggressiven Siegerposen, die in den nächsten Tagen vor allem bei jenen zu sehen waren, die zu der friedlichen Revolution gar nichts beigetragen hatten, nur Glück, ungläubiges Glück und ausgelassene Freude, die Berliner in Ost und West nicht wiederzuerkennen, sogar die Vopos wie verzaubert, gutmütige Onkel allesamt. Franziska holte eine Flasche Wein, wir stießen an, stumm, weil wir vor Ergriffenheit immer noch nicht reden konnten.

Und dann die Nachrichten mit den Bildern von der Pressekonferenz, die das alles ausgelöst hatte. Die Stimme des Politbüromitglieds Günter Schabowski: »Die zuständigen Abteilungen des Pass- und Meldewesens der VP ...« Er liest einen Zettel vor, den er aus der Jackentasche hervorgekramt hat, liest ihn vor, als sei, was da steht, eine ganz normale, alltägliche Verlautbarung: »... Visa zur ständigen Ausreise unver-

zügig zu erteilen, ohne dass dafür noch geltende Voraussetzungen für eine ständige Ausreise vorliegen müssen.« Die Frage eines Journalisten aus dem Off, kaum zu verstehen. Schabowski zögert einen Moment, blickt auf seinen Zettel, und dann spricht er den syntaktisch entgleiten, aber dennoch unmissverständlichen Satz: »Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.«

So passiert Geschichte, wenn sie noch nicht zu *Geschichte* geronnen ist. Einer verliest einen Zettel, andere hören es im Radio, sehen es im Fernsehen, erzählen es weiter: »sofort, unverzüglich«. Und schon geraten die Massen in Bewegung, drängen sich an den Übergängen, auch die Grenzorgane haben die Nachricht von der Pressekonferenz gehört oder gesehen, aber sie haben keine Anweisungen oder man hat ihnen auf Anfrage bestätigt, was die Menschen vor den Übergängen sagen: »Ja, sofort, unverzüglich«. Die allermeisten wollen gar nicht ständig ausreisen, sie wollen nur mal gucken, wie es da drüben aussieht, wollen einmal drüben gewesen sein, bevor der DDR-Alltag sie wieder in Anspruch nimmt. Aber dann zerbröseln die Grenze, löst sich auf. »Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD erfolgen«, hatte Schabowski von seinem Zettel abgelesen. Was die Berliner können, können die Mecklenburger und die Thüringer auch.

Schon immer gab es Menschen, die behaupteten, die Zukunft voraussagen zu können: die Wahrsagerin in ihrem Zelt auf dem Markt oder der Sterndeuter am Hofe des Fürsten. Und schon immer gab es kluge und weniger kluge Menschen, die ihnen auf den Leim gingen. Wir halten es nur schwer aus, nicht zu wissen, was der morgige Tag, das nächste Jahr, der Rest des Jahrhunderts bringen wird. Und weil im Rückblick alles, wenn es geschehen ist, uns so folgerichtig und plausibel erscheint, glauben wir, dass es möglich sein müsse, mit Hilfe der Magie oder, wenn wir daran nicht mehr glauben können, mit dem Einsatz moderner wissenschaftlicher Methoden zuverlässige Prognosen zu erstellen. Den Fall der Mauer und die deutsche Vereinigung hat trotzdem niemand vorausgesehen. Ein klägliches Versagen der zuständigen Wissenschaften? Hätten Politologen und Historiker, hätten insbesondere die zahlreichen gut bezahlten DDR-Forscher nicht voraussehen können, voraussehen *müssen*, was heute, zwanzig Jahre später, jedem Laien klar ist: dass es nicht mehr länger gutgehen konnte mit dem maroden System des sogenannten realen Sozialismus, dass die DDR in den ausgehenden achtziger Jahren wirtschaftlich am Ende war und ideologisch allemal?

Nein, hätten sie nicht. Denn das komplexe und chaotische Geschehen, das wir rückblickend Geschichte nennen, hat nichts gemein mit einem ein-

deutig definierten und determinierten Prozess, schon lange nicht mit einem unter Laborbedingungen beliebig wiederholbaren naturwissenschaftlichen Experiment. Wenn wir es mit Menschen zu tun haben, spielt das Moment der Freiheit immer eine wesentliche Rolle. Menschliches Handeln ist – auch wenn halsstarrige Behavioristen immer noch anderer Meinung sind – letztlich unberechenbar. Darum werden wir immer wieder kalt erwischt: durch den *Schwarzen Freitag* des Jahres 1929 ebenso wie durch den Fall der Mauer im Jahr 1989, nur dass im letzteren Fall die Überraschung für die meisten eine freudige war. Kaum aber haben wir uns von unserer Überraschung erholt, entdecken wir lauter Gründe dafür, dass, was geschah, alles andere als eine Überraschung war. Es konnte gar nicht anders kommen, als es gekommen ist. Merke: Die Geschichte in ihrem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf.

Der Auftritt der Wirtschaftsweisen im Fernsehen, wie sie dem Bundeskanzler, der Bundeskanzlerin ihr Gutachten zur wirtschaftlichen Entwicklung der nächsten Jahre überreichen: zwei-, dreihundert eng bedruckte Seiten mit Tabellen, Kurven, Kreissegmenten und Säulen. Die Prognosen über das Wachstum der Wirtschaft, die Zu- oder Abnahme der Arbeitslosigkeit, die Preisentwicklung und die Entwicklung der Außenhandelsbilanz werden mit Hilfe komplizierter

mathematischer Formeln von unfehlbaren Computern berechnet – und sind doch, was die Trefferquote angeht, nicht zuverlässiger als die Auskunft der Handlerin in ihrem Jahrmarktszelt. Meistens ist das nicht weiter schlimm, und wenn die nächste Prognose fällig ist, fragt in aller Regel sowieso niemand danach, ob die vorige halbwegs zutreffend war. Aber wenn Tausende von Analysten und Anlageberatern einen angeblich wissenschaftlich abgesicherten Weg zur wunderbaren Geldvermehrung weisen, wenn Politiker, Konzernmanager und Bankvorstände ebenso wie zahllose Kleinanleger, geblendet von so viel geballter Expertise, alles auf die eine ihnen hingehaltene Karte setzen, dann kann dabei, wie wir soeben wieder einmal erlebt haben, ein gewaltiges, weltweites Desaster herauskommen.

Weil wir die Offenheit der Geschichte, weil wir Unsicherheit so schwer ertragen können, gaukeln wir uns eine Ordnung vor, die es im realen Leben nicht gibt. Wir können es nicht lassen, uns einen Reim auf alles zu machen, was um uns herum und mit uns geschieht, es einzuordnen, ihm zumindest im Nachhinein eine plausible Folgerichtigkeit anzudichten. Und wenn wir uns auf diese Weise ein Kontinuum von Ursachen und Wirkungen zusammengereimt haben, erscheint uns das Erlebte als so und nur so möglich: Natürlich konnte das nicht gutgehen, dieses hochriskante Milliardenenspiel des Derivatehandels und des Immobili-

liengeschäfts auf Pump. Es war abzusehen, dass die Spekulationsblase früher oder später platzen würde. Die Geschichte, die eben noch – verheißungsvoll oder bedrohlich – offen war, ist geschlossen, der Geist in der Flasche und die Flasche verkorkt.

In meiner Schulzeit stand der Besinnungsaufsatz noch in voller Blüte. Dabei kam es zumeist darauf an, in einer Situation, in der sich zwei oder mehr Handlungsmöglichkeiten anboten, das Für und Wider argumentativ abzuwägen und das Ergebnis der Abwägung möglichst zwingend zu begründen. An eines der Themen, die uns unser Deutschlehrer aufgab, kann ich mich noch sehr gut erinnern. Es hatte etwas mit der Geschichtsauffassung zu tun, der wohl auch er anhing: *Durfte Cäsar auf die Warnungen der Auguren hören?* Im Geschichtsunterricht hatten wir gehört, dass laut Plutarch der Wahrsager Titus Vestricius Spurinna Cäsar zugerufen habe: »Hüte dich vor den Iden des März!« Cäsar hat bekanntlich die Warnung ignoriert und wurde prompt von Brutus und den Seinen an ebendiesem Tag ermordet. Unser Deutschlehrer schien der Meinung zu sein, Cäsar wäre, wenn er die Warnung ernst genommen hätte, seinem Schicksal entgangen. Dass er sich trotz der Warnung in den Senat begab, war für diesen deutschen Beamten nichts anderes als der Ausdruck einer vorbildlichen römisch-preußischen Dienstauf-

fassung, die sich auch im eigenen Untergang noch zu bewähren hatte.

Da die meisten in meiner Klasse ein sicheres Gespür dafür hatten, was unser Lehrer lesen wollte, kamen nahezu alle Aufsätze zu dem Schluss, dass Cäsar gut daran tat, die Warnung zu missachten, weil man sich auch bei Gefahr für Leib und Leben seiner Pflicht nicht entziehen dürfe. Ich ahnte zwar auch, worauf unser Lehrer hinauswollte, verzettelte mich aber in lauter Vor- und Nebenfragen und war, als der Aufsatz abgegeben werden musste, zu keinem eindeutigen Ergebnis gelangt. Eine glatte Fünf. Mein Fehler bestand darin, dass ich die Geschichte nicht von ihrem bekannten Ende her betrachtet, sondern mir die Situation vorgestellt hatte, in der Cäsar sich befand. Was sollte das heißen: Hüte dich vor den Iden des März? Wie konnte man sich vor etwas hüten, das so unabwendbar war wie der Auf- und Untergang der Sonne? Was immer Cäsar unternommen hätte, wo immer er sich versteckt hätte, die Iden des März wären trotzdem gekommen. Und außerdem: Wovor oder vor wem genau hätte er sich denn verstecken sollen? Kann man sich überhaupt gegen eine Gefahr wappnen, von der man nicht mehr weiß, als dass sie gefährlich ist? War nicht erst kürzlich Gaius Fleccus, der seine Villa aus Angst vor Räubern in eine Festung verwandelt hatte, über die Verbesse-



Johano Strasser

**Kolumbus kam nur bis Hannibal**

Vierzehn subversive Geschichten

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-424-35043-2

Diederichs

Erscheinungstermin: Juli 2010

Was wir gemeinhin Geschichte nennen, ist eine nachträgliche Konstruktion. Im Rückblick ordnen wir das chaotische Geschehen, scheiden das uns wichtig Erscheinende vom weniger Wichtigen und fassen das ganze in mehr oder weniger plausiblen Erzählungen zusammen. Auf einmal erscheint alles folgerichtig: Es musste so kommen, wie es kam. Aber hätte Cäsar am Morgen der Iden des März Kopfschmerzen gehabt, wäre er wahrscheinlich ein Jahr später der erste römische Kaiser gewesen; schlechtes Wetter, und die Seeschlacht bei Lepanto hätte nie stattgefunden; und, wer weiß, vielleicht hat die Gruppe Loblied doch größeren Anteil am Fall der Mauer, als wir bisher ahnten.

Johano Strasser liebt die subversive Umwandlung historischer Ereignisse. Aus Lust am phantasievollen Spiel und weil wir sonst angesichts der humorlosen Gewalt der Geschichte womöglich den Lebensmut verlören.

 [Der Titel im Katalog](#)